

h) Damit das Recht auf Fortschritt auch verwirklicht wird, dürfen die Völker nicht daran gehindert werden, den Fortschritt nach den Voraussetzungen ihrer eigenen Kultur anzustreben. Sie sollen vielmehr in gegenseitiger Zusammenarbeit selbst die hauptsächlichen Urheber des eigenen wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts werden. Jedes Volk soll als aktives und verantwortliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft mit dem gleichen Recht zum Gemeinwohl beitragen wie die übrigen Völker.

6. Die Verwirklichung der Synode

Die Gewissensprüfung, die wir alle hier zusammen angestellt haben und die auch die Kirche in ihrem Handeln für die Gerechtigkeit mit einschließt, wird nur dann wirksam werden, wenn sie sich in unseren Ortskirchen auf allen ihren Ebenen auch konkret und praktisch auswirkt. Wir bitten die Bischofskonferenzen, daß auch sie jene Perspektiven weiterverfolgen, die wir hier in den Tagen dieser Zusammenkunft besprochen haben, und daß sie unsere Empfehlungen auch verwirklichen, z. B. die Errichtung von sozialen und theologischen Forschungseinrichtungen.

Wir bitten auch, daß der Päpstlichen Kommission „Justitia et Pax“ zusammen mit dem Bischofsrat beim Generalsekretariat der Synode und zuständigen Fachleuten empfohlen wird, die Voten und Wünsche dieser unserer Zusammenkunft zu ordnen, zu werten und gründlich zu studieren. Wir wünschen, daß das, was wir begonnen haben, zu einem glücklichen Erfolg geführt wird.

[Ergebnis der Abstimmung: 161 Ja-, 24 Neinstimmen, 14 Enthaltungen].

IV. Ein Wort der Hoffnung

Die Macht des Geistes, der Christus von den Toten auferweckte, wirkt ohne Unterlaß in der Welt. Das Volk Gottes ist immer wieder durch hochherzige Söhne der Kirche inmitten der Armen und derer, die unterdrückt und verfolgt werden, gegenwärtig. Damit verkörpert es in ihrem eigenen konkreten Leben das Leiden Christi und legt Zeugnis ab von seiner Auferstehung.

Denn die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Geburtswehen bis heute und harret der Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Die Christen sollen also überzeugt sein, daß sie die Früchte ihrer natürlichen Anstrengungen und Bemühungen, von allen Schlacken gereinigt, einmal in jener neuen Erde wiederfinden werden, die Gott ihnen schon jetzt bereitet und in der das Reich der Gerechtigkeit und der Liebe dasein wird: dieses Reich wird dann vollendet werden, wenn der Herr wiederkommt.

Die Hoffnung auf das kommende Reich soll rasch in den Herzen der Menschen Wohnung nehmen. Die radikale Umwandlung der Welt im Pascha des Herrn gibt allen Bemühungen der Menschen, insbesondere der Jugend, Ungerechtigkeit, Gewalt und Haß zurückzudrängen und allen zusammen zum Fortschritt in Gerechtigkeit, Freiheit, Brüderlichkeit und Liebe zu verhelten, ihren tiefen Sinn.

Wenn die Kirche das Evangelium des Herrn, des Erlösers und Retters verkündet, ruft sie alle Menschen, insbesondere die Armen, Unterdrückten und Niedergeschlagenen, zur Mitwirkung mit Gott auf, zur Befreiung von jeder Sünde und zum Aufbau einer Welt, die nur dann ihren Schöpfungssinn erfüllt, wenn sie das Werk des Menschen für den Menschen wird.

[Ergebnis der Abstimmung: 176 Ja-, 12 Neinstimmen, 11 Enthaltungen].

Themen und Meinungen im Blickpunkt

Das „wilde“ Denken eines naturwissenschaftlichen Existenzialisten.

Zu Jacques Monods Buch „Zufall und Notwendigkeit“

Jacques Monods Werk, „Le Hasard et la Nécessité. Essai sur la philosophie naturelle de la biologie moderne“ hat nicht nur in Frankreich zu einer lebhaften publizistischen Diskussion geführt, sondern unter dem Titel „Zufall und Notwendigkeit“ (Piper, München 1971, 256 S.) auch in Deutschland bereits weite Verbreitung gefunden. Monod ist Nobelpreisträger und Professor am Collège de France. Er gehört zu den großen Molekularbiologen der Gegenwart. Ihm gelang es zusammen mit F. Jacob und A. Lwoff, einen wesentlichen Grundprozeß der Molekularbiologie, die genetische Steuerung der Eiweißsynthesen, zu entziffern. Ein Naturwissenschaftler von solchem Rang, der zugleich politisch engagiert ist, seinerzeit in der Résistance als aktiver Kommunist, heute als erklärter Existenzialist, kann, wenn er dazu noch die Gabe besitzt, attraktiv zu schreiben, mit einer großen Leserschaft beim Laienpublikum rechnen. Wie problematisch indes die naturphilosophischen und ethischen Deduktionen Monods anmuten, wird im folgenden untersucht. Der Autor H. J. Schulte-Vieting ist promovierter Physiker und Theologe. Er ist gegenwärtig Assistent am Institut für christliche Gesellschaftslehre an der Universität Freiburg. Sein spezielles Interesse gilt dem Zusammenhang von Ethik und Technik.

Monod hat sein Werk geschrieben, weil er glaubt, es sei „die Pflicht, die den Wissenschaftlern heute mehr denn je auferlegt ist, ihre Fachdisziplin im Gesamtzusammenhang der modernen Kultur zu sehen und diese nicht nur durch technisch bedeutende Erkenntnisse zu bereichern, sondern auch durch Gedanken, die sich aus ihrer Fachwissenschaft ergeben und die nach ihrer Ansicht für die Menschheit wichtig sein könnten“ (S. 5)!

Diese Gedanken führen ihn zu einer „Ethik der Erkenntnis, durch die die Welt von heute geschaffen wurde“. Gemeint ist die technisch-naturwissenschaftlich bestimmte Welt. Allein diese Ethik „läßt sich mit dieser Welt vereinbaren; allein diese Ethik kann, wenn sie einmal verstanden und akzeptiert worden ist, die Entwicklung dieser Welt lenken“ (S. 216). Die aus dieser Kritik folgenden Vorstellungen drängen „sich allein durch die Stärke ihrer logischen Geschlossenheit auf; sie ist die Schlußfolgerung zu der die Suche nach dem Wahren unausweichlich führt... Der Mensch weiß endlich, daß er in der teilnahmslosen Unermeßlichkeit des Universums allein ist, aus dem er zufällig hervortrat. Nicht nur sein Los, auch seine Pflicht steht nirgendwo geschrieben. Es ist an ihm, zwischen dem Reich und der Finsternis zu wählen“ (S. 219).

Monod fühlt sich besonders als Biologe zu solchen Aussagen berufen, denn „wenn es . . . der höchste Ehrgeiz aller Wissenschaft ist, die Beziehung des Menschen zum Universum zu erhellen, dann muß man der *Biologie* eine zentrale Stellung zuerkennen, denn von allen Disziplinen versucht sie am direktesten ins Zentrum jener Probleme vorzudringen, die gelöst sein müssen, bevor man — in anderen als metaphysischen Begriffen — die Frage nach der ‚Natur des Menschen‘ auch nur stellen kann. Die Biologie ist ohnehin die für den Menschen bedeutendste Wissenschaft“ — (S. 3).

Als entscheidenden Vorzug der Wissenschaften sieht Monod das an, was er *Objektivität* nennt. Diese Objektivität wäre ihm am besten gewährleistet, wenn man die für die Beurteilung einer Frage notwendigen Kriterien in einem Programm für den Elektronenrechner zusammenfassen und die Antworten maschinell auswerfen lassen könnte (vgl. S. 12). Es wären dann nur „objektive“ Aussagen möglich. Man würde die „objektive“ Wahrheit erfahren. Bei solcher Verallgemeinerung und Verabsolutierung eines Erkenntnisprinzips der exakten Wissenschaften wäre zu erwarten, daß Monod zeigt, wie alle Phänomene, die er beschreiben will, auf diese Weise wirklich angemessen und vollständig beschrieben werden können, und daß er seine eigenen Aussagen an dem von ihm selbst ausgewählten Kriterium mißt und überprüft. Das geschieht aber nicht. Monod unterstellt einfach, daß *alle* Phänomene der Welt, insbesondere des Menschen, genauso beschrieben und verstanden werden können wie die biochemischen Vorgänge, die sich beim Aufbau der lebendigen Organismen abspielen. Die Berechtigung dazu leitet er aus dem insbesondere von der Biochemie erwiesenen Faktum ab, daß die „makroskopischen Strukturen der Lebewesen“ alle aus Proteinen und Nukleinsäuren nach der gleichen chemischen Gesetzmäßigkeit aufgebaut werden. Die mikroskopische Struktur aller Lebewesen ist einheitlich (vgl. S. 64). Daher versteht Monod die Eigenschaften der komplexen Organismen, damit auch das Denken des Menschen als Parallelerscheinungen zu Vorgängen, die sich bei der Biosynthese von Proteinen abspielen.

Die Genese menschlichen Erkennens sieht dann so aus: Der Aufbau der artspezifischen Proteine und Nukleinsäuren, die die Struktur der verschiedenen Lebewesen bestimmen, wird nicht durch die chemische Affinität der Bausteine allein, sondern auch durch ihre geometrische Gestalt bewirkt. Damit diese Moleküle aus ihren verschiedenen Elementarbausteinen aufgebaut werden können, müssen sich diese Bausteine entsprechend ihrer geometrischen Struktur aneinanderlagern. Erst dann sind die chemischen Kräfte in der Lage, sie zu synthetisieren. Die Moleküle müssen sozusagen erst bei ihren Synthesepartnern die geeigneten Flächen suchen. Monod interpretiert das als „mikroskopische Unterscheidungs-, wenn nicht sogar ‚Erkenntnisfähigkeit‘ der Moleküle“ (S. 62). Diese Erkenntnisfähigkeit beruht jedoch nicht auf einem *geistigen* Vermögen, sondern auf dem Zusammenwirken eines *statistischen* Phänomens, der Brownschen Molekularbewegung, mit den chemischen Eigenschaften der Moleküle. Dieses sog. Erkenntnisvermögen ist also eine Eigenschaft des ganzen Systems. Im makroskopischen Bereich entspricht dem der evolutive Aufbau der Organismen mittels Vererbung, Mutation und Selektion (vgl. *Th. Dobzhansky*, Dynamik der menschlichen Evolution, Hamburg 1965). Der Aufbau der organischen Einheiten ist in *Notwendigkeiten* eingebunden, die die Einheit des Universums darstellen.

Hier müßte man nun diskutieren, welche Rolle der *Zufall* im Rahmen dieses Bezuges zum Ganzen der Welt spielt, etwa die Frage nach dem *Sinn* der ganzen Entwicklung stellen und die Möglichkeiten erörtern, unter denen die Sinnfrage beantwortbar ist (vgl. *W. Bröker*, Der Sinn von Evolution, Düsseldorf 1967). Monod geht auf solche Fragen nicht ein. Für ihn steht fest, daß die makroskopischen Erscheinungen nur von den molekularen Vorgängen abhängig sind und postuliert: „Grundpfeiler der wissenschaftlichen Methode ist das Postulat der Objektivität der Natur. Das bedeutet die *systematische* Absage an jede Erwägung, es könne zu einer ‚wahren‘ Erkenntnis führen, wenn man die Erscheinungen durch eine Endursache, das heißt durch ein ‚Projekt‘ deutet“ (S. 30). Die Begründung für ein solch dogmatisches Verhalten lautet, daß die Naturwissenschaft mit dieser Methode Erfolg gehabt hat.

Menschliches Denken als ein sinnbehaftetes Geschehen lehnt Monod ab; es genügt ihm ein *analog* zum molekularen Geschehen gewonnener Erkenntnisbegriff. „Wenn das Verhalten (der Lebewesen, wie *K. Lorenz* gezeigt hat) Elemente enthält, die durch Erfahrung erworben wurden, so wurden sie nach einem Programm erworben, das seinerseits angeboren, das heißt genetisch festgelegt ist. Das Lernen wird durch die Struktur des Programms hervorgerufen und gelenkt; damit wird der Lerninhalt in eine feststehende ‚Form‘ eingebracht, die durch das Erbgut der Art festgelegt ist“ (S. 186 f.). Der geometrischen Struktur des Moleküls entspricht das Zusammenpassen von Lerninhalt und Programm im menschlichen Gehirn. Das bewußte Denken schildert Monod als einen *Simulationsvorgang*, in dem das Programm des Gehirns Vorgänge der Außenwelt als Gedankenexperimente durchspielt, also eine Art Film im jeweiligen Individuum ablaufen läßt (vgl. S. 190 f.). Daß das Denken mit Hilfe logischer Schlüsse zu wahren Aussagen gelangt, ist für Monod ein Ergebnis der Evolution. Wenn „das Denken auf einem Vorgang subjektiver Simulation beruht, dann ist anzunehmen, daß die hohe Entfaltung dieser Fähigkeit beim Menschen das Ergebnis eines Evolutionsprozesses ist . . . Das Simulationsvermögen des Zentralnervensystems ist . . . bei unseren Vorfahren wegen seiner Fähigkeit der adäquaten Darstellung und der exakten Voraussage, die von der *konkreten Erfahrung bestätigt* werden, bis zu dem Grade entwickelt worden, den es beim *homo sapiens* hat“ (S. 191).

Mit Hilfe der Simulatorhypothese glaubt Monod den „Dualismus“ von Geist und Materie überwunden zu haben. „Verzichten wir auf die Illusion, in der Seele eine immaterielle ‚Substanz‘ zu sehen, dann leugnen wir nicht deren Existenz, sondern wir beginnen im Gegenteil, die Komplexität, den Reichtum und die unergründliche Tiefe des genetischen und kulturellen Erbes wie auch der bewußten und unbewußten persönlichen Erfahrung zu erkennen, die zusammen das Wesen ausmachen, das sich in uns einmalig und unwiderleglich selber bezeugt“ (S. 193).

Leider versuchte Monod keine *Verifikation* dieser Hypothesen. Er diskutiert nicht die Problematik der Stimulation, nicht die des Selbstbewußtseins. Wichtige Begriffe wie Freiheit, Spontaneität, Transzendenz werden in diesem Zusammenhang ohne Erläuterungen völlig unkritisch verwendet. Nicht einmal der wichtige Begriff des *Zufalls* wird sachgemäß diskutiert. Einerseits bezeichnet er den Zufall als „essentiell“, andererseits ist Zufall für ihn ein rein statistisches Korrelat innerhalb einer Wahrscheinlich-

keitsrechnung (vgl. H. Sachsse, FAZ, 9. 11. 71, Literaturblatt). Wenn Monod sagt, daß die Naturwissenschaft durch ihre Methode so erfolgreich gewesen ist, dann gilt das deshalb, weil sie sich systematisch beschränkt hat und nur Phänomene beschreibt, sofern sie gemessen werden können. Phänomene wie Selbstbewußtsein, Denken, Freiheit, Existenz Individualität sind den Naturwissenschaften vorgegeben und überschreiten sowohl inhaltlich wie methodisch ihren Forschungsbereich. Diese Grenzen respektiert Monod nicht. So bleibt seine „Quintessenz“ der Welterklärung, hergeleitet aus den Grundlagen der Molekulartheorie, auf ein Surrogat naturwissenschaftlicher Extrapolationen angewiesen, die einer kritischen Nachprüfung unter den Voraussetzungen der eigenen Wissenschaft nicht standhalten. Gerade deshalb bietet Monods Buch kaum Ansätze für eine ernste naturphilosophische Auseinandersetzung.

Seine *ethischen* Aussagen haben mehr biographische als wissenschaftliche Bedeutung: als Zeugnis eines enttäuschten Marxisten, der in seinem Forschungsbereich die Motivation für einen sehr persönlich geprägten „naturwissenschaftlichen“ Existenzialismus sucht, mit dem er sich auch politisch verantworten will. *Erkenntnistheoretisch* ist Monods Essay vor allem als eine ungewollte, aber überzeugende Demonstration für die Begrenztheit der Möglichkeiten formal naturwissenschaftlicher Aussagen anzusehen, so philosophisch relevant Ergebnisse der Natur-

wissenschaften im allgemeinen und der Molekularbiologie im besonderen auch sind.

Daß Monods Werk dennoch zum Bestseller werden konnte, zeigt, wie brennend philosophische Fragen im Grenzbereich von Mensch und Natur entgegen des sonst vorherrschenden Trends zu den Sozialwissenschaften für viele interessierte Laien heute sind. — *Vergleiche* drängen sich auf: *Teilhard de Chardin* hat viel gründlicher als Monod versucht, sich den naturphilosophischen Grundproblemen von Geist und Materie, von Neuwerden und Identität in ihrer ganzen Komplexheit anzunehmen. *C. F. von Weizsäcker* ist im wesentlichen derselben Problematik, aber auf erheblich höherem Niveau nachgegangen (*Die Einheit der Natur*, München 1971). Alle diese Bemühungen sind jedoch über das Stadium von Ansätzen und Hypothesen nicht hinausgekommen. Ein allgemeiner Konsens steht aus und ist wohl auch gar nicht zu erwarten, weil in die Beantwortung die Grundsatzentscheidungen des Fragers wesentlich mit eingehen. Dies demonstriert Monod in lehrreicher und relativ durchsichtiger Weise. Das gleiche gilt auch für Teilhard. Was diesen aber von Entwürfen wie den Monods trotz aller wissenschaftlichen Fragwürdigkeit unterscheidet, ist der ungemein reichere und differenziertere Erfahrungshorizont im Spannungsfeld von Mensch, Natur und Geschichte, den der Erkenntnis- und „Sprach“-Monismus Monods nicht zuläßt.

H.-J. Schulte-Vieting

Sonderberichterstattung Synode (VIII)

Wie weit ist die Gemeinsame Synode?

Ein thematischer Durchblick durch die Arbeit der Sachkommissionen

Seit einem Jahr geht die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik auf leisen Sohlen. Nach dem überzeugenden Start von Anfang Januar 1971 (vgl. HK, Februar 1971, 92—102) war selten Aufregendes von ihr oder über sie zu hören. Erst in den letzten Wochen vor der Jahreswende kam eine spürbare Hektik auf: einmal im Blick auf den 31. Dezember 1971. Zu diesem Datum mußten die einzelnen Sachkommissionen diejenigen Entwürfe vorlagefertig der Zentralkommission zuleiten, die auf die Tagesordnung der Frühjahrsvollversammlung 1972 (11. bis 14. Mai) gesetzt werden sollen. Die Zentralkommission, die am 7./8. Januar das nächstmal tagt, wird darüber beschließen. Bis Mitte Dezember blieb die *Gesamtsituation* unübersichtlich und veränderlich. Manche Kommissionen, die ursprünglich vorne lagen, schafften das Etappenziel mangels Konsenses nicht; andere, von denen man es nicht von vornherein vermutete, kamen dennoch ins Ziel. Zum anderen war diese Hektik verursacht durch das Ende von „Publik“, durch die Forderung von 87 Synodalen, eine Sondersitzung für diesen Fragenkomplex einzuberufen (vgl. ds. Heft, S. 22). Wenn diese Sondersitzung auch nicht zustande kommt, so wird aufgrund des Beschlusses der Zentralkommission vom 21. 12. 1971 (Ausarbeitung einer Gesamtvorlage Publizistik noch für die Maisitzung, Vorbereitung durch zwei gemischte Kommissionen, eine aus Kommission VI, I und V für die

thematischen, eine aus VIII und IX für die strukturellen Gesichtspunkte) das Thema mit Sicherheit auch in den nächsten Monaten im Vordergrund stehen.

Was war die Ursache dieser lang andauernden Stille? Der erste Grund lag in der Arbeit der Kommissionen selbst. Sie bestanden ja nicht schon ab ovo aus eingespielten Arbeitsteams, und obwohl in ihnen das Element, das man gelegentlich etwas verächtlich Berufskatholizismus nennt, vorherrscht, sind die Mitglieder alles eher als homogene Gruppen. Überdies bedurfte es im Herbst nochmals eines Dreiviertelneubeginns wegen der *späten Berufung der Berater*, die erst auf der dritten Sitzung der Zentralkommission vom 11. Juni erfolgte und erst Anfang Juli durch den Vorsitzenden der Synode ausgesprochen wurde (vgl. HK, August 1971, 400). Diese späte Entscheidung erschwerte die Einübung in einen wirksamen Verhandlungsstil und störte gelegentlich das Verhandlungsklima. Und nicht zuletzt fehlte es an einem zureichenden Informationsaustausch; einmal unter den Synodalen selbst: zunächst weil die Beratungen noch keine klaren Konturen ergaben, dann aber weil manche Kommissionen etwas eifersüchtig über ihre Projekte wachten und oft Mitglieder ein und derselben Kommission unzulänglich über den Stand der Arbeit in den eigenen Unterkommissionen und Arbeitsgruppen orientiert waren. Noch mehr fehlte es an einem hilfreichen *Informationsaustausch* mit der Öffentlichkeit.